



Knaur.

KELLEY ARMSTRONG

RÜCKKEHR DER  
WÖLFIN

MAGISCHER THRILLER

Kelley Armstrong

# Rückkehr der Wölfin

*Aus dem Amerikanischen von Christine Gaspard*

# Inhaltsübersicht

Prolog  
Dämonisch  
Teebesuch  
Hokuspokus  
Houdini  
Legion  
Vorstellung  
Tagesordnung  
Verbrannt  
Anatomie  
Gäste  
Vergnügungen  
Konfrontation  
Gefängnis  
Zoo  
Savannah  
Täuschung  
Kontakt  
Party  
Geister  
Abfuhr  
Wiedergeburt

Winsloe  
Spiel  
Fehlschlag  
Pflegerin  
Krisen  
Ausweg  
Veränderungen  
Bluthund  
Opfer  
Exil  
Raserei  
Folter  
Bündnis  
Ausbruch  
Falle  
Flüchtling  
Entkommen  
Genesung  
Loyalitäten  
Krönung  
Rückkehr  
Einschleusen  
Auslöschung  
Emanzipation  
Vorführung  
Vergeltung

Aufräumarbeiten

Dank



## Prolog

Er hasste den Wald. Hasste seine endlosen Nester von Feuchte und Dunkelheit. Hasste das unaufhörliche Gewirr von Bäumen und Sträuchern. Hasste den Geruch nach Verfall – tote Pflanzen, tote Tiere, alles starb hier. Selbst die lebenden Geschöpfe verfolgten unaufhörlich ihre nächste Mahlzeit, nur einen einzigen Fehlschlag von ihrem langsamen Abstieg in den Tod entfernt. Bald würde auch sein eigener Körper nur eine weitere Quelle des Gestanks sein, die die Luft verpestete – vielleicht begraben, vielleicht den Aasfressern überlassen, auf dass sein Tod den ihren um einen weiteren Tag hinausschob. Er würde sterben. Er wusste es; nicht mit der zielstrebigsten Entschlossenheit des Selbstmörders oder der hoffnungslosen Verzweiflung des Todgeweihten. Er wusste es mit der schlichten Klarheit eines Mannes, der spürt, dass er nur noch Stunden von dem Übergang aus dieser Welt in die nächste entfernt ist. Hier in dieser stinkenden, dunklen, feuchten Hölle würde er sterben.

Er suchte den Tod nicht. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, hätte er ihn vermieden. Aber er konnte nicht. Er hatte es versucht, hatte sich tagelang auf die Flucht vorbereitet, seine Kräfte gespart, hatte sich zum Essen und zum Schlafen gezwungen. Und dann war er geflohen. Er hatte niemals wirklich daran geglaubt, dass es klappen würde. Natürlich hatte es auch nicht wirklich geklappt, es

hatte nur so ausgesehen, wie eine in der Wüste schimmernde Fata Morgana, wobei die Oase sich nicht in Sonne und Sand verwandelt hatte, sondern in Nässe und Dunkelheit. Er war aus der Anlage entkommen und hatte sich im Wald wiedergefunden. Voller Hoffnung war er gerannt. Und weiter gerannt. Und war nirgends angekommen. Sie kamen näher, eben jetzt, in diesem Moment. Sie jagten ihn.

Er konnte den Hund auf der Spur bellen hören. Es musste Methoden geben, den Hund irrezuführen, aber er kannte sie nicht. Er war in der Stadt geboren und aufgewachsen und wusste, wie er dort der Entdeckung entgehen konnte. Wie man am hellen Tag unsichtbar werden konnte, wie man so unauffällig wirkte, dass die Leute einem ins Gesicht sahen und niemanden bemerkten. Er wusste, wie er die Nachbarn in seinem Wohnblock grüßen musste, den Blick gesenkt, ein kurzes Nicken, keine Worte. Und wenn jemand nach dem Bewohner von Nummer 412 fragte, wusste niemand genau, wer eigentlich dort wohnte. War es das ältere Ehepaar? Die junge Familie? Das blinde Mädchen? Niemals unhöflich oder freundlich genug, um Aufmerksamkeit zu erregen, ging er in einem Meer von Menschen unter, die zu sehr mit ihrem Leben beschäftigt waren, um auf seines zu achten. Dort war er ein Meister der Unsichtbarkeit gewesen. Aber hier im Wald? Er hatte keinen Fuß mehr in einen Wald gesetzt, seit er zehn Jahre alt gewesen war und seine Eltern es aufgegeben hatten, einen Naturburschen aus ihm machen zu wollen.



Sie hatten ihn bei seiner Großmutter unterschlüpfen lassen, während seine Geschwister wandern und zelten gingen. Hier war er verloren. Vollkommen verloren. Der Hund würde ihn aufspüren, und die Jäger würden ihn töten.

»Du wirst mir nicht helfen, oder?«, fragte er, wobei er die Worte nur in Gedanken aussprach.

Lange antwortete Qiona nicht. Er konnte sie dennoch spüren, den Schutzgeist, der ihn aus einem Winkel seiner Gedanken heraus leitete. Weiter hatte sie sich seit dem Tag, an dem sie sich zu erkennen gegeben hatte, nicht von ihm entfernt – damals, als er ein kleines Kind gewesen war und noch nicht sprechen konnte.

»Willst du, dass ich dir helfe?«, fragte sie schließlich.

»Du wirst es nicht tun. Nicht mal, wenn ich es will. Dies ist genau das, was du willst. Dass ich mich dir anschließe. Du wirst nichts dagegen tun.«

Der Hund begann zu singen. Die Vorfreude gab dem Gebell einen melodischen Klang, als er sich seinem Opfer näherte. Jemand brüllte.

Qiona seufzte. Das Geräusch flatterte wie ein Luftzug durch seine Gedanken. »Was willst du, dass ich tue?«

»Wie komme ich hier raus?«, fragte er.

Mehr Stille. Weitere Rufe.

»Dort entlang«, sagte sie.

Er wusste, welche Richtung sie meinte, obwohl er sie nicht sehen konnte. Ein Ayami hatte Präsenz und Substanz, aber keine Gestalt. Das war etwas, was man jemandem, der kein Schamane war, unmöglich erklären konnte. Für den

Schamanen war es so leicht zu verstehen wie die Vorstellung von Wasser oder Himmel.

Er wandte sich nach links und rannte. Zweige peitschten ihm ins Gesicht, gegen die nackte Brust und die Arme; sie hinterließen Striemen wie die Wunden eines Flagellanten. Und sie waren ebenso selbst verschuldet, dachte er. Ein Teil von ihm wollte anhalten. Aufgeben. Hinnehmen. Aber er konnte nicht. Er war noch nicht bereit zu gehen. Die schlichten Freuden eines menschlichen Lebens bedeuteten ihm immer noch zu viel. Englische Muffins mit Butter und Erdbeermarmelade im Talbot Café. Der Balkon im zweiten Stock, der Tisch ganz links, Sonnenwärme auf seinen Unterarmen, ein zerfledderter Krimi in der einen Hand, der Kaffeebecher in der anderen, die Leute, die auf der Straße unten riefen und lachten. Albernheiten, würde Qiona abfällig sagen. Sie war eifersüchtig, natürlich, so wie sie es auf alle Dinge war, die sie nicht teilen konnte und die ihn an seinen Körper gebunden hielten. Er wollte sich ihr wirklich anschließen, aber jetzt noch nicht. Nicht ausgerechnet jetzt.

Und so rannte er.

»Hör auf zu rennen«, sagte Qiona.

Er ignorierte sie.

»Langsamer«, sagte sie. »Du musst einen Rhythmus finden.«

Er ignorierte sie wieder.

Sie zog sich zurück. Ihr Ärger war wie ein Aufblitzen in seinem Geist, hell und heiß und dann glimmend, jederzeit

bereit, erneut aufzuflammen. Er hörte den Jagdhund nicht mehr, aber nur deshalb, weil sein Blut zu laut hämmerte. Seine Lunge brannte. Jeder Atemzug sengte sich wie ein verzehrendes Feuer durch ihn hindurch. Er ignorierte es. Das war einfach. Er ignorierte die meisten Anweisungen seines Körpers, von Hunger über sexuelles Begehren bis hin zu Schmerzen. Sein Körper war nur ein Werkzeug, ein Medium, das Dinge wie Erdbeermarmelade, Gelächter und Sonnenlicht an seine Seele weiterleitete. Und jetzt, nachdem er seinen Körper ein Leben lang ignoriert hatte, verlangte er von ihm, ihn zu retten, und sein Körper wusste nicht, wie. Irgendwo hinter sich hörte er das Bellen des Spürhundes. War es lauter als zuvor? Näher?

»Steig auf einen Baum«, sagte Qiona.

»Es sind nicht die Hunde, vor denen ich Angst habe. Es sind die Männer.«

»Dann lauf langsamer. Schlag einen Bogen. Verwirr sie. Du hinterlässt eine gerade Spur. Mach langsamer.«

Er konnte nicht. Der Waldrand war nahe. Er musste einfach nahe sein. Seine einzige Chance war, ihn zu erreichen, bevor die Hunde es taten. Er ignorierte den Schmerz, mobilisierte seine letzten Kräfte und stürmte weiter.

»Langsam!«, schrie Qiona. »Pass –«

Sein linker Fuß traf auf eine kleine Erhebung. Er konnte ausgleichen, indem er das rechte Bein zur Seite streckte, um das Gleichgewicht zu halten. Aber der rechte Fuß trat ins Leere. Im Fallen sah er das Bachbett in einer kleinen

Rinne unter sich. Er kippte über die Kante, krümmte sich in der Luft, versuchte sich vorzustellen, wie er aufkommen müsste, um sich nicht zu verletzen, aber auch das wusste er nicht. Als er auf dem Kies weiter unten aufschlug, hörte er den Spürhund. Hörte seinen Triumphgesang so laut, dass ihm fast das Trommelfell platzte. Als er sich umdrehte, um aufzustehen, sah er drei Hundeköpfe über der Kante erscheinen, den Spürhund und zwei wuchtige Wachhunde. Der Spürhund hob den Kopf und bellte. Die beiden anderen zögerten nur eine Sekunde lang, bevor sie sprangen.

»Raus hier!«, schrie Qiona. »Raus hier – jetzt!«

Nein! Er war noch nicht bereit. Er widerstand dem Wunsch, seine Seele aus dem Körper loszureißen und rollte sich zu einer Kugel zusammen, als könne das ihm helfen. Als die Hunde sich über die Kante warfen, konnte er ihre Bäuche sehen. Ein Hund landete auf ihm und verschlug ihm den letzten Rest von Atem. Zähne gruben sich in seinen Unterarm. Er spürte ein entsetzliches Reißen. Dann trieb er aufwärts. Qiona zerrte ihn von seinem Körper fort, fort vom Schmerz des Sterbens.

»Sieh nicht zurück«, sagte sie.

Natürlich tat er es doch. Er musste Bescheid wissen. Als er nach unten blickte, sah er die Hunde. Der Spürhund war immer noch oben am Rand der Rinne; er heulte und wartete auf die Männer. Die beiden anderen Hunde warteten nicht. Sie zerrissen seinen Körper in einer Wolke von Blut und Fleisch.

»Nein«, stöhnte er. »Nein.«

Qiona tröstete ihn mit Küssen und geflüsterten Worten und flehte ihn an, nicht hinzusehen. Sie hatte versucht, ihn vor dem Schmerz zu bewahren, aber sie konnte es nicht. Er spürte ihn, als er hinabsah auf die Hunde, die seinen Körper zerstörten. Es war nicht der körperliche Schmerz, sondern die Qual eines unvorstellbaren Kummers und Verlustes. Es war vorbei. Alles war vorbei.

»Wenn ich nicht gestolpert wäre«, sagte er. »Wenn ich schneller gerannt wäre –«

Da drehte Qiona ihn um, so dass er über den Wald blicken konnte. Die Decke aus Bäumen erstreckte sich endlos vor ihm. Sie endete erst an einer Straße, die so weit entfernt war, dass die Autos wie über den Boden kriechende Käfer aussahen. Er warf einen Blick zurück zu seinem Körper, einer zerfetzten Masse aus Blut und Knochen. Die Männer traten aus dem Wald. Er ignorierte sie. Sie waren nicht mehr wichtig. Nichts war mehr wichtig. Er drehte sich wieder zu Qiona um und ließ sich von ihr wegführen.

»Tot«, sagte Tucker zu Matasumi, als sie den Wachraum des Zellenblocks betraten. Er kratzte sich die Walderde von den Stiefeln. »Die Hunde haben ihn vor uns erwischt.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, ich will ihn lebend haben.«

»Und ich habe Ihnen gesagt, wir brauchen mehr Spürhunde. Rottweiler taugen zum Bewachen, aber nicht zum Jagen. Ein Spürhund wartet auf den Jäger. Ein Rottie

tötet. Was anderes kennt der nicht.« Tucker zog sich die Stiefel aus und stellte sie auf der Matte ab, exakt an der Wand ausgerichtet, die Schnürsenkel nach innen gelegt. Dann griff er nach einem identischen, aber saubereren Paar und zog es an. »Wüsste auch nicht, was es für einen Unterschied machen soll. Der Typ war doch sowieso schon halb tot. Schwach. Nutzlos.«

»Er war Schamane«, sagte Matasumi. »Schamanen brauchen keine Hochleistungssportler zu sein. Bei ihnen liegt die ganze Kraft im Geist.«

Tucker schnaubte. »Hat ihm eine Menge genützt gegen die Hunde, das können Sie mir glauben. Die haben nichts von ihm übrig gelassen, das größer gewesen wäre als meine Hand.«

Als Matasumi sich umdrehte, öffnete jemand die Tür von außen und schlug sie ihm dabei gegen das Kinn.

»Oops«, sagte Winsloe grinsend. »Tut mir Leid, alter Junge. Die verdammten Dinger sollten wirklich Fenster haben.«

Bauer schob sich an ihm vorbei. »Wo ist der Schamane?«

»Der hat's nicht ... überlebt«, sagte Matasumi.

»Hunde«, fügte Tucker hinzu.

Bauer schüttelte den Kopf, ohne stehen zu bleiben. Ein Wachmann griff nach der inneren Tür und hielt sie ihr auf, als sie weiterging. Winsloe und der Wachmann folgten ihr. Matasumi machte die Nachhut. Tucker blieb im Wachraum, wahrscheinlich um sich mit demjenigen zu befassen, der den Schamanen hatte entkommen lassen, obwohl die

anderen nicht nachfragten. Derlei Dinge waren unter ihrer Würde. Deshalb hatte man ja Tucker eingestellt.

Die nächste Tür bestand aus dickem Stahl mit einer langen Griffstange. Bauer blieb vor einer kleinen Kamera stehen. Ein Lichtstrahl prüfte ihre Retina. Eins der beiden Lichter über der Tür leuchtete grün auf. Das andere blieb rot, bis sie nach der Stange gegriffen und der Sensor ihren Handabdruck überprüft hatte. Als das zweite Licht grün wurde, öffnete sie die Tür und ging hindurch. Der Wachmann folgte ihr. Als Winsloe vortrat, griff Matasumi nach seinem Arm, verfehlte ihn aber. Sirenen schrillten. Lichter blitzten. Der Lärm von einem halben Dutzend Stiefel mit Stahlspitzen donnerte im Gleichschritt einen entfernten Gang entlang. Matasumi griff hastig nach dem Funkgerät auf dem Tisch.

»Bitte rufen Sie die Leute zurück«, sagte er. »Es war nur Mr. Winsloe. Wieder mal.«

»Ja, Sir.« Tuckers Stimme kam prasselnd aus dem Gerät. »Könnten Sie Mr. Winsloe bitte daran erinnern, dass die Kombination von Retina- und Handscan nur einen Begleiter zulässt?«

Sie wussten beide genau, dass Winsloe keine derartige Erinnerung brauchte, denn er hatte das System entwickelt. Matasumi schaltete nachdrücklich das Gerät aus. Winsloe grinste nur.

»Tut mir Leid, alter Junge«, sagte er. »Wollte nur die Sensoren überprüfen.«

Er trat wieder vor den Retinascanner. Als der Computer ihn erkannt hatte, wurde das erste Licht grün. Er griff nach der Türstange, das zweite Licht wurde grün, und die Tür öffnete sich. Matasumi hätte ihm folgen können, ohne gescannt zu werden, so wie der Wachmann es getan hatte, aber er ließ die Tür zufallen und hielt sich an das offizielle Protokoll. Das Einlassen einer Begleitperson diente eigentlich dazu, Gefangene von einem Teil der Anlage in einen anderen bringen zu können, wobei nur ein Gefangener pro Angestelltem zulässig war. Es war nicht dazu bestimmt, zwei Angestellte zugleich einzulassen. Matasumi würde Tucker bitten, mit den Wachmännern zu sprechen. Sie waren alle befugt, die Türen zu passieren, sollten dies aber auf die vorgeschriebene Weise tun, ohne die Prozedur abzukürzen.

Der Gang auf der anderen Seite der gepanzerten Tür sah aus wie ein Hotelflur. Auf beiden Seiten lagen Zimmer; jedes davon war mit einem Doppelbett, einem kleinen Tisch, zwei Stühlen und einer Tür ausgestattet, die in ein Badezimmer führte. Nicht gerade luxuriös, aber einfach und sauber wie die bessere Sorte von Vertreterhotels, obwohl die Bewohner dieser Zimmer nicht viel reisten. Die Türen konnten nur von außen geöffnet werden.

Die Wand zwischen dem Gang und den Zimmern bestand aus einem eigens entwickelten Glas, das haltbarer war als stählerne Gitter – und sehr viel angenehmer anzusehen. Vom Korridor aus konnte man die Bewohner wie Laborratten studieren, und genau das war auch der Sinn



der Sache. Auch die Türen zu den Zimmern bestanden aus Glas, damit nichts dem Beobachter die Sicht verstellte. Selbst die vordere Wand jedes Badezimmers bestand aus durchsichtigem Plexiglas. Die durchsichtigen Badezimmerwände waren erst kürzlich eingebaut worden, und zwar nicht, weil die Beobachter sich für die Säuberungspraktiken ihrer Versuchspersonen interessierten, sondern weil sie festgestellt hatten, dass manche Versuchspersonen bei undurchsichtigen Wänden ganze Tage im Bad verbrachten, um sich der ständigen Beobachtung zu entziehen.

Tatsächlich bestand die Außenwand der Zimmer aus Einwegspiegeln. Sie hatten die Frage – Einweg- oder Zweiwegglas – ausgiebig erörtert. Bauer hatte Matasumi die endgültige Entscheidung überlassen, und er hatte seine Assistenten jede verfügbare Abhandlung über die psychologischen Auswirkungen ständiger Beobachtung auftreiben lassen. Nach der Lektüre war er zu dem Schluss gekommen, dass Einwegglas angenehmer wäre – wenn man die Beobachter unsichtbar ließ, würden sich die Versuchspersonen weniger gestört fühlen. Er hatte sich geirrt. Bei Zweiwegglas wussten die Versuchspersonen wenigstens, wenn sie beobachtet wurden. Bei Einwegglas wussten sie das zwar auch – keiner von ihnen war so naiv, die wandgroßen Spiegel für einen Teil der Innendekoration zu halten –, aber sie wussten nicht, wann. Dementsprechend befanden sie sich in einem ständigen Alarmzustand, was bedauerlicherweise weder ihrer

seelischen noch ihrer körperlichen Gesundheit zuträglich war.

Die Gruppe kam an vier belegten Zellen vorbei. Ein Kandidat hatte seinen Stuhl zur Rückwand gedreht und saß bewegungslos da, ohne die Zeitschriften, die Bücher, den Fernseher, das Radio, all das zu beachten, was zu seiner Unterhaltung bereitstand. Er saß mit dem Rücken zum Einwegspiegel und tat gar nichts. Dieser Kandidat war schon fast einen Monat lang in der Anlage. Eine weitere Bewohnerin war erst an diesem Vormittag eingetroffen. Auch sie saß auf einem Stuhl, aber sie saß mit dem Gesicht zu der Glaswand und stierte sie wütend an. Trotzig ... jedenfalls jetzt noch. Es würde nicht anhalten.

Tess, die einzige wissenschaftliche Assistentin, die Matasumi selbst eingestellt hatte, stand vor dieser Zelle und notierte etwas auf ihrem Klemmbrett. Sie sah auf und nickte ihnen zu, als sie vorbeigingen.

»Irgendwas?«, fragte Bauer.

Tess warf einen Blick auf Matasumi und richtete die Antwort an ihn. »Noch nicht.«

»Weil sie nicht kann oder weil sie nicht will?«, fragte Bauer.

Wieder ein Blick zu Matasumi. »Es sieht so aus ... ich würde sagen ...«

»Ja?«

Tess holte Luft. »Ihr Verhalten legt nahe, dass sie mehr tun würde, wenn sie könnte.«

»Sie kann also nicht«, sagte Winsloe. »Wir brauchen eine Zirkelhexe. Warum wir uns mit der hier abgeben –«

Bauer unterbrach: »Wir geben uns mit ihr ab, weil sie angeblich sehr stark ist.«

»Sagt jedenfalls Katzen«, sagte Winsloe. »Wenn man ihm glauben will. Was ich nicht tue. Magier oder nicht, der Kerl redet jede Menge Mist. Eigentlich sollte er uns helfen, diese Typen zu fangen. Stattdessen tut er nichts, als uns zu sagen, wo wir nachsehen sollen, und dann abzuwarten, während unsere Leute sämtliche Risiken tragen. Wofür eigentlich? Dafür?« Er zeigte mit dem Finger auf die Gefangene. »Unsere zweite nutzlose Hexe. Wenn wir weiter auf Katzen hören, gehen uns nur die wirklichen Funde durch die Lappen.«

»So was wie Vampire und Werwölfe?« Bauers Lippen verzogen sich zu einem kleinen Lächeln. »Du bist immer noch sauer, weil Katzen sagt, die gibt es nicht.«

»Vampire und Werwölfe«, murmelte Matasumi. »Wir sind dabei, unvorstellbare geistige Kräfte zu entschlüsseln, echte Magie. Wir haben theoretisch Zugang zu Magiern, Geisterbeschwörern, Schamanen, Hexen, jedem nur denkbaren magischen Medium ... und der will Wesen, die Blut saugen und den Mond anheulen. Wir betreiben hier seriöse wissenschaftliche Forschungsarbeit, keinen Budenzauber.«

Winsloe trat vor Matasumi; er überragte ihn um mindestens fünfzehn Zentimeter. »Nein, alter Junge. *Du* betreibst hier seriöse wissenschaftliche Forschungsarbeit.

Sondra sucht nach dem heiligen Gral. Und was mich angeht, ich bin zum Spaß dabei. Aber ganz nebenbei finanziere ich dieses kleine Projekt. Wenn ich also sage, ich will einen Werwolf jagen, dann solltet ihr besser einen für mich finden.«

»Wenn du Werwölfe jagen willst, dann würde ich vorschlagen, du baust einen in eins von deinen Videospielen ein. Wir können dir nichts liefern, das es nicht gibt.«

»Oh, wir finden schon was, das Ty jagen kann«, sagte Bauer. »Wenn wir keins von seinen Monstern auftreiben, dann müssen wir Katzen bitten, etwas hinreichend Dämonisches aufzutreiben.«

»Einen Dämon?«, fragte Winsloe. »Na, das wäre mal cool.«

»Da bin ich mir ganz sicher«, murmelte Bauer, während sie die Tür zu der Zelle aufstieß, in der der Schamane gewohnt hatte.

## Dämonisch

Bitte sagen Sie nicht, dass Sie an dieses Zeug glauben«, sagte eine Stimme neben mir.

Ich sah meinen Sitznachbarn an. Mitte vierzig, Büroanzug, Laptop, ein heller Streifen am Ringfinger, wo er den Ehering abgenommen hatte. Hübsches Detail. Sehr subtil.

»Sie sollten solchen Müll gar nicht lesen«, sagte er, während er einen Mund voll Koffeinflecken in meine Richtung blitzen ließ. »Das verkleistert einem doch nur das Gehirn.«

Ich nickte, lächelte höflich und hoffte, er würde sich verziehen – zumindest so weit, wie das in einem Flugzeug in mehreren tausend Fuß Höhe möglich war. Dann wandte ich mich wieder der Lektüre der Seite zu, die ich mir von der believe. com-Website ausgedruckt hatte.

»Steht da wirklich Werwölfe?«, fragte mein Sitznachbar. »So was mit Klauen und Pelz? Michael Landon? *Der Tod hat schwarze Krallen?*«

»Michael ...?«

»Äh, ein alter Film. Vor meiner Zeit. Video, wissen Sie.«

Noch ein höfliches Nicken. Noch ein nicht ganz so höflicher Versuch, mich wieder meiner Arbeit zuzuwenden.

»Ist das ernst gemeint?«, fragte mein Sitznachbar. »Da verkauft jemand Informationen über Werwölfe? Werwölfe?

Wer würde für solchen Blödsinn denn Geld bezahlen?«

»Ich.«

Er hielt inne, den Finger noch über meinen Papieren in der Luft, und versuchte sich selbst einzureden, dass jemand an Werwölfe glauben konnte, ohne ein Fall für die Klapsmühle zu sein – zumindest wenn derjenige jung und weiblich war und noch mindestens eine weitere Stunde auf dem Nachbarsitz verbringen würde. Ich beschloss, ihm zu helfen.

»Na klar«, sagte ich, wobei ich meinen schönsten atemlos-blonden Tonfall heraussuchte. »Ist doch so, Werwölfe sind hip. Vampire, das ist ja total out. Gothic, uh. Ich und meine Freunde, wir haben das mal versucht, aber als ich mir die Haare schwarz gefärbt habe, sind sie grün geworden.«

»Das ist, äh –«

»Grün! Das müssen Sie sich mal vorstellen! Und die Klamotten, die wir da tragen sollten. Echt das Letzte. Also, und dann hat er gesagt, also Chase meine ich, was ist mit Werwölfen? Er hatte von dieser Gruppe in Miami gehört und wir haben mit denen geredet und sie haben gesagt, Vampire sind voll out. Werwölfe sind zurzeit das Ding. Chase und ich, wir sind hingefahren, und die hatten diese Kostüme, also so mit Pelz und Zähnen und allem, und wir haben die angezogen und ein paar Pillen eingeworfen und dann waren wir Werwölfe.«

»Äh, wirklich?«, fragte er, während seine Augen auf der Suche nach einem Fluchtweg umherhuschten. »Na, ich bin

sicher –«

»Wir sind rumgerannt und gesprungen und haben geheult und einer von den Typen hat dieses Kaninchen gefangen. Ich weiß, das klingt ja irgendwie schon eklig, aber wir hatten echt Hunger, und wie das Blut gerochen hat –«

»Würden Sie mich bitte entschuldigen«, unterbrach der Mann, »ich muss auf die Toilette.«

»Klar. Sie sehen ein bisschen daneben aus. Luftkrank wahrscheinlich. Meine Freundin Tabby hat das auch. Hoffentlich geht's Ihnen bald besser, ich wollte Sie nämlich fragen, ob Sie heute vielleicht mitkommen wollen. Die haben da diese Werwolfgruppe in Pittsburgh. Und heute Abend ist das Große Heulen. Ich treffe mich da mit Chase. Das ist mein Freund, aber er ist irgendwie auch 'n bisschen bi, wissen Sie, und er ist voll süß. Sie würden ihn sicher mögen.«

Der Mann murmelte etwas und schoss schneller in den Mittelgang hinaus, als man es einem Typen zugetraut hätte, der aussah, als wäre er seit der Highschool nicht mehr übers Schlendern herausgekommen.

»Warten Sie, bis ich Ihnen von dem Großen Heulen erzähle!«, rief ich ihm nach. »Das ist echt krass!«

Zehn Minuten später war er immer noch nicht zurück. Was für ein Jammer. Luftkrankheit kann wirklich lästig sein.

Ich widmete mich wieder meiner Lektüre. Believe.com war eine Website, die Informationen über paranormale

Phänomene verkaufte, eine Art übernatürliches eBay. Beängstigend, dass so etwas überhaupt existierte. Noch beängstigender, dass man damit Gewinne erzielen konnte. Believe.com hatte eine ganze Abteilung, die dem Verkauf von Teilen abgestürzter Raumschiffe gewidmet war. Als ich das letzte Mal gezählt hatte, standen dort 320 Gegenstände zum Verkauf. Werwölfe hatten nicht einmal eine eigene Unterabteilung. Sie waren bei »Zombies, Werwölfe und diverse andere dämonische Phänomene« untergebracht. Diverse dämonische Phänomene? Das mit dem »dämonisch« ging mir nach. Ich war nicht dämonisch. Okay, vielleicht war es nicht gerade nett gewesen, irgendeinen unglückseligen Typen von seinem Flugzeugsitz zu vertreiben, aber es war ganz bestimmt nicht dämonisch. Ein diverses dämonisches Phänomen hätte ihn aus dem Flugzeug geworfen. Ich dagegen war kaum in Versuchung gewesen, das zu tun.

Ja, ich bin ein Werwolf. Ich bin einer, seit ich zwanzig war, also seit zwölf Jahren. Aber anders als ich sind die meisten Werwölfe *geborene* Werwölfe, obwohl sie die Fähigkeit zum Gestaltwandel erst entwickeln, wenn sie erwachsen werden. Das Gen wird vom Vater auf den Sohn vererbt – Töchter sind disqualifiziert. Die einzige Möglichkeit für eine Frau, zum Werwolf zu werden, ist es, von einem Werwolf gebissen zu werden und das zu überleben. Das kommt selten vor – nicht das Gebissenwerden, sondern das Überleben. Ich habe es im Wesentlichen deshalb überlebt, weil das Rudel mich



aufgenommen hat. Und das ist genau das, wonach es klingt: eine Gesellschaftsstruktur wie bei einem Wolfsrudel, mit einem Alpha oder Leitwolf, einem festgelegten Territorium und klaren Regeln. Die erste lautet, dass wir keine Menschen töten, wenn es nicht unbedingt nötig ist. Wenn wir plötzlich hungrig sind, fahren wir zum nächsten Schnellrestaurant wie alle anderen Leute auch. Nicht zum Rudel gehörige Werwölfe – wir nennen sie Mutts – fressen Menschen, weil sie sich nicht die Mühe machen, den Instinkt zum Jagen und Töten zu unterdrücken – und Menschen sind nun einmal die häufigste potenzielle Beute. Rudelwerwölfe jagen Kaninchen und Wild. Ja, ich habe Bambi und Klopfer gejagt und gefressen. Manchmal frage ich mich, ob die Leute das nicht noch schockierender finden in einer Welt, in der ein aus dem Auto geworfener Hund mehr Aufmerksamkeit erregt als ermordete Kinder. Aber ich schweife ab.

Als Mitglied des Rudels lebe ich mit dem Alpha – Jeremy Danvers – und seinem Adoptivsohn/Leibwächter/Zweitkommandierenden Clayton Danvers zusammen, wobei Letzterer zugleich mein Partner/Liebhaber/Sargnagel ist ... aber das wird jetzt zu kompliziert. Zurück zum Thema. Wie alle anderen Rudelmitglieder habe ich meine Zuständigkeiten. Eine meiner Aufgaben ist es, das Internet auf Anzeichen dafür zu beobachten, dass irgendwo ein Mutt Ärger macht. Eine der Sites, die ich zu diesem Zweck im Auge behielt, war [believe.com](http://believe.com), obwohl ich dort kaum jemals etwas fand, das

mehr als ein flüchtiges Durchlesen erfordert hätte. Im vergangenen Februar war ich einem Vorfall in Georgia nachgegangen, weniger weil der Eintrag irgendwelche Alarmsirenen bei mir ausgelöst hätte als weil im Staat New York zu diesem Zeitpunkt ein einwöchiger Schneesturm herrschte. Jeder Ort südlich der Carolinas kam mir plötzlich paradiesisch vor.

Der Eintrag, den ich jetzt las, war anders. Er hatte sämtliche Alarmanlagen schrillen lassen – ich hatte ihn am Dienstag gelesen, sofort eine Nachricht an die Verkäuferin abgeschickt und für Freitag ein Treffen in Pittsburgh ausgemacht, wobei ich nur deshalb drei Tage wartete, weil ich nicht allzu interessiert wirken wollte.

Der Eintrag lautete: »Werwölfe. Wertvolle Informationen zu verkaufen. Nur ernst gemeinte Gebote. Zwei Wohnsitzlose in Phoenix 1993-94 getötet. Ursprüngliche Erklärung Hundebisse. Kehlen herausgerissen, Leichen angefressen. Ein übergroßer Pfotenabdruck bei der zweiten Leiche. Alle anderen Spuren verwischt (besonders ordnungsliebende Hunde?). Der Abdruck wurde von einem Zoologen als ungewöhnlich große Wolfsspur identifiziert. Nach Anfragen in örtlichen Zoos kam die Polizei zu dem Schluss, dass der Zoologe sich geirrt haben muss. Das dritte Opfer war eine Prostituierte. Sie hatte ihrer Mitbewohnerin erzählt, sie habe eine Verabredung für die ganze Nacht; ihre Leiche wurde drei Tage später gefunden. Die Details entsprechen den früheren Todesfällen. Die Mitbewohnerin hat die Polizei zu dem von dem Opfer

benutzten Hotel geführt; im Zimmer wurden Spuren von sorgfältig abgewischem Blut gefunden. Die Polizei zögert noch, für alle drei Fälle einen menschlichen Mörder verantwortlich zu machen, und schreibt den dritten Mordfall einem Nachahmungstäter zu. Der Fall ist noch offen. Sämtliche Details sind öffentlich zugänglich (siehe *Arizona Republic*). Die Verkäuferin hat weiteres Material. Journalisten willkommen.«

Faszinierende Geschichte. Und absolut wahr. Jeremy war dafür verantwortlich, die Zeitungen auf Berichte über zerfleischte Leichen und andere Anzeichen möglicher Werwolfaktivitäten zu überprüfen. In der *Arizona Republic* hatte er den Artikel gefunden, der den zweiten Todesfall beschrieb. Der erste hatte es gar nicht bis in die Zeitungen geschafft – ein toter Wohnsitzloser war nicht weiter bemerkenswert. Ich war hingefahren, um mir die Sache anzusehen, und war zu spät gekommen, um noch etwas für das dritte Opfer tun zu können, aber rechtzeitig, um ein viertes zu verhindern. Der verantwortliche Mutt lag jetzt unter sechs Fuß Wüstensand. Das Rudel hat wenig Sympathien für Menschenkiller.

Wegen der polizeilichen Untersuchung hatten wir uns keine Sorgen gemacht. Meinen Erfahrungen nach sind Ermittler in Mordfragen intelligente Leute, intelligent genug, um zu wissen, dass es so etwas wie Werwölfe nicht gibt. Wenn sie einen zerfleischten Körper mit Hundespuren finden, gehen sie von einem Hund aus. Wenn sie einen zerfleischten Körper mit menschlichen Spuren finden,

gehen sie von einem Psychopathen aus. Wenn sie einen zerfleischten Körper und sowohl hündische als auch menschliche Spuren finden, gehen sie von einem Psychopathen mit Hund oder von einem Hund aus, der den Mordschauplatz gefunden hat. Aber unter keinen Umständen finden sie eine angefressene Leiche, Fußspuren und Hundehaare und sagen: »Mein Gott, das war ein Werwolf!« Selbst Spinner, die an Werwölfe glauben, betrachten solche Morde nicht als Werwolftaten. Sie sind zu sehr damit beschäftigt, nach irren, halbmenschlichen Bestien zu suchen, die den Vollmond anbellern, Babys aus der Wiege stehlen und Spuren hinterlassen, bei denen die Pfotenabdrücke auf geheimnisvolle Weise zu Fußabdrücken werden. Wenn ich also etwas Derartiges las, musste ich mich fragen, was die Verkäuferin an zusätzlichen Informationen anzubieten hatte.

»Journalisten willkommen« – das machte mir ebenfalls Sorgen. Fast alle Einträge bei believe.com endeten mit »Journalisten zwecklos«. Die Anbieter gaben vor, damit die Sensationspresse abschrecken zu wollen, die nur ihre Geschichten verballhornen würde; in Wirklichkeit fürchteten sie sich davor, dass ein seriöser Journalist auftauchen und sie bloßstellen könnte. Wenn ich solche Geschichten überprüfte, gab ich mich meist als Mitglied einer paranormalen Gesellschaft aus. Weil die Verkäuferin kein Problem mit Medienvolk hatte, kam ich diesmal als Journalistin. Das war nicht besonders schwierig, denn das bin ich von Beruf. Auch wenn meine übliche Tätigkeit eher

darin bestand, als freie Mitarbeiterin Artikel über kanadische Politik zu schreiben, und darin ging es nie um dämonische Phänomene. Wobei hier eine mögliche Erklärung für den Aufstieg der Neokonservativen liegen könnte.

In Pittsburgh angekommen, nahm ich mir ein Taxi, fuhr zu meinem Hotel, stellte mein Gepäck ab und machte mich auf den Weg zu meiner Verabredung. Die Verkäuferin – eine Ms. Winterbourne – wollte sich mit mir vor einem Lokal namens Tea for Two treffen. Der Laden sah genauso aus, wie er sich anhörte, eine auf schnuckelig gemachte Teestube, in der man Nachmittagstee und kleine Mahlzeiten anbot. Die Fassade bestand aus weiß verputzten Ziegeln mit blassrosa und hellblauen Akzenten. Reihen antiker Teekannen schmückten die Fensterbretter. Im Inneren standen winzige Bistrotische mit weißen Leinendecken und schmiedeeisernen Stühlen. Und dann, nachdem man sich alle Mühe gegeben hatte, den Laden so zuckersüß und stilecht wie möglich zu gestalten, hatte irgendjemand ein mit Filzstift beschriebenes Pappschild ins Fenster geklebt, auf dem stand, dass es hier auch Kaffee, Espresso, Latte macchiato »und andere Kaffeegetränke« gab. So viel zum Thema »stilsicher«!

Ms. Winterbourne hatte versprochen, sich um halb vier vor dem Lokal einzufinden. Ich war um fünf nach halb da, warf einen Blick ins Innere und sah dort niemanden, der auf mich wartete, also ging ich wieder hinaus. Vor einer

Teestube herumzuhängen war etwas anderes als vor einem Coffeeshop zu warten. Nach ein paar Minuten begannen die Leute im Inneren zu mir herauszustarren. Eine Kellnerin kam ins Freie und fragte, ob sie mir »helfen« könne. Ich versicherte ihr, dass ich auf jemanden wartete – für den Fall, dass sie mich für eine Pennerin hielt, die übrig gebliebene Rosinenbrötchen zu schnorren versuchte.

Um vier Uhr näherte sich eine junge Frau. Als ich mich zu ihr umdrehte, lächelte sie. Sie war nicht besonders groß, sicher zwölf Zentimeter kleiner als ich mit meinen eins siebenundsiebzig. Wahrscheinlich Anfang zwanzig. Langes, lockiges braunes Haar, regelmäßige Züge und grüne Augen – der Typ junge Frau, den man gern als »nett« aussehend beschreibt, was bedeutet, dass sie keine Schönheit war, aber auch nichts an sich hatte, das hässlich war. Sie trug eine Sonnenbrille, einen Hut und ein Sommerkleid, das einer Figur schmeichelte, wie Männer sie lieben und Frauen sie hassen. Dem Typ mit den weichen Kurven, für den die Welt der Slimfast-Freaks so gar nichts übrig hat.

»Elena?«, fragte sie mit einer tiefen Altstimme. »Elena ... Andrews?«

»Äh – ja«, sagte ich. »Ms. Winterbourne?«

Sie lächelte. »Eine von ihnen. Ich bin Paige. Meine Tante wird bald da sein. Sie sind früh dran.«

»Nein«, sagte ich, während ich das Lächeln ebenso strahlend erwiderte. »Sie sind spät dran.«